



dot
books

Barbara Noack

Ein Stück vom Leben

Roman



»Ja, wann denn sonst?«

»Na, zu Hause, wenn ich wieder in München bin. Ich möchte mich gern mit Ihnen unterhalten, Frau Barris.« »Ich mich auch mit dir, aber erst hinterher. Erst lesen!« Deswegen hatte sie mich also einen Tag früher als Jola nach Berlin bestellt. Wenn ich das gehnt hätte!

»Es ist noch Schampus in der Flasche. Iß Kuchen. Mach's dir bequem. Ich muß mich jetzt hinlegen. Um halb fünf kommt die Pediküre – damit ich wieder in meine Schuhe passe. Ich kann schließlich nicht in Pampuschen mit euch ausgehen. Was würde meine Tochter dazu sagen!«

Und so etablierte ich mich resigniert auf Barris' uraltem Sofa, was gar nicht einfach war. Entweder saß ich auf einer Spirale oder hing durch. Kein Wunder, daß Hannas Bandscheibe protestierte.

»Bis später –.« Sie verließ mich, ich hörte das Schließen ihrer Zimmertür, nur ihr Husten blieb mir erhalten, dank Otto. Er bellte wie ein Kettenraucher am Morgen. Mit allen schrecklichen Nebengeräuschen. Und diesen Vogel sollte ich einmal erben? Mit dem Husten–?

Mit zwei Kissen im Kreuz, die Füße gegen die brüchige Armlehne gestemmt, einen Stoß vergilbter Blätter und Kalikohefte neben mir, versuchte ich mich einzustimmen.

Also da waren einmal zwei kleine Mädchen, die hießen Jolande Genthin und Luise Hartwig, beide Einzelkinder. Sie gingen in Berlin-Grunewald in dieselbe Volksschulklasse und wurden Freundinnen.

Luise lebte in einer kultivierten Bürgeratmosphäre, in der alles seine Ordnung hatte, auch die Eltern.

Jolande wuchs bei ihrer Mutter und deren zweitem Mann Orlík Barris in einer Atelierwohnung in derselben Straße auf. Luise war fasziniert von ihrem großzügigen Milieu, das die übrigen Hausbewohner als Bohemewirtschaft bezeichneten. Jolande hingegen begann sich mit zunehmendem kritischem Verstand für Barris' Lebensstil zu schämen, auch für seinen Umgang mit Menschen, die, rassistisch oder politisch belastet oder als »entartete Künstler« eingestuft, aus der bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen waren.

Eines Tages verließ Jola diese Boheme, um bei ihrem Vater, dem Rechtsanwalt Dr. Achim Genthin, und ihren Großeltern in Wannsee zu leben. Wenig später kaufte auch Luisens Vater ein Haus in diesem Vorort. Nun wohnten die beiden Mädchen wieder nah beieinander. Das großbürgerliche Genthinsche Milieu zog Luise zwar weniger an als zuvor die

Atelierwohnung, aber dafür lag das Haus in einem riesigen Garten direkt am Wannsee, und dieses Leben am See, fern von den Realitäten der Großstadt, war voller Abenteuer und Romantik. Selbst der Zweite Weltkrieg konnte ihm zunächst nichts anhaben.

Damit ist der idyllische Teil von unserer – Jolandes und meiner – Geschichte bereits zu Ende.

Was nun kam, war Kriegseinsatz im Lazarett und in der Munitionsfabrik, war Bombenhagel Tag und Nacht, das Grauen im Feuersturm zerstörter Stadtteile und die Nachricht vom Tod geliebter Menschen.

Das Siegen war längst vorbei, die Fronten zusammengebrochen, das Großdeutsche Reich schrumpfte immer mehr, die Rote Armee befand sich im Anmarsch auf Berlin. Greuelberichte von Flüchtlingen aus dem Osten und die Meldungen aus dem Propagandaministerium legten sich wie Stricke um unseren Hals. Angst nistete sich ein vor diesem Nicht-mehr-entrinnen-Können, das Gefühl, zappelnde Fliegen im Netz zu sein, auf die Spinne wartend. Niemand sprach noch von Zukunft. Verzweifelte Optimisten schrien ungehört gegen die Weltuntergangsstimmung an. Leben bedeutete die winzige Hoffnung auf Überleben irgendwie.

Eines Tages stand Hanna, anzusehen wie ein Gespenst, vor unserer Tür, Barris war seit Beginn des Rußlandfeldzuges Soldat. Nachdem der Zugang zu Hannas Atelierruine verschüttet worden war, hatte sie Nacht für Nacht bei anderen Freunden kampiert und wurde mit ihnen immer wieder ausgebombt. Dann begann der Kampf um die Trümmer von Berlin. Die Russen besetzten einen Stadtteil nach dem andern. Hanna hatte sich zu uns nach Wannsee geflüchtet.

Das Genthinsche Grundstück lag am Ostufer des Sees. Dort erwartete man täglich die Russen. Wir wohnten auf der anderen Seite. Jolas Großmutter sagte sich, bis die Hartwigs Frontgebiet werden, ist der Krieg sicher schon zu Ende, es muß ja endlich mal kapituliert werden – und schickte ihre Enkelin zu uns herüber. So kam Jola wieder mit ihrer Mutter zusammen.

Kurz darauf sprengten deutsche Pioniere die drei Verbindungsbrücken und machten den Ort Wannsee mit dem angrenzenden Dorf Stolpe und den Waldgebieten wieder zu dem, was sie ursprünglich einmal waren: eine Insel. Großmutter Genthin ahnte nicht, daß sie ihre Enkelin auf einen der letzten, heftig umkämpften Stützpunkte geschickt hatte.

Unser Haus war mit Soldaten besetzt, unser Keller von Nachbarinnen mit Kleinkindern und Gepäck, weil sie ihren eigenen vier Wänden mißtrauten. Außerdem hatten wir Guido und Rosina, ein italienisches Gärtnerhepaar, aufgenommen.

Während Granateinschläge unseren Garten zerfetzten und Tiefflieger in die Fenster schossen, wütete im Keller der Kleinkrieg unter unserer Einquartierung. Einer beschuldigte keifend den andern, ihn beklaut zu haben. Was auch stimmte. Meine Mutter hielt das nicht länger aus. Sie zog mit mir zu ihrer Nachbarin von gegenüber, Hanna Barris und Jola nahmen wir mit. Frau Bellmanns Keller war geräumiger als unserer, außerdem beherbergte er nur eine ostpreußische Flüchtlingsfamilie namens Kaunap.

Die Bellmannsche Arztpraxis war verwaist, der versprochene Vertreter erst gar nicht erschienen. Viele Ärzte, auch aus den Krankenhäusern und Lazaretten, hatten sich unter Mitnahme von Operationsbestecken, Medikamenten und sogar Krankenwagen in Richtung Westen abgesetzt.

Frau Bellmann, ehemals Sprechstundenhilfe ihres verstorbenen Mannes, bildete Jola und mich im Schnellverfahren zu Laienschwestern aus und lief mit uns in Gefechtpausen auf die Straße, um Verwundete notdürftig zu versorgen.

Die Russen waren inzwischen auf die Insel gedrungen und kämpften im Dorf, am Golfplatz und in den Wäldern.

Eines Tages hörte der Beschuß überhaupt nicht mehr auf. Stalinorgeln heulten durch die Straßen. Unsere Wasservorräte wurden knapp. Der Weg zur nächsten Pumpe kam einem Himmelfahrtskommando gleich.

Unsere Welt bestand nur noch aus wenigen Straßenzügen. Die Schlinge zog sich immer fester zu.

Meine Aufzeichnungen begannen am 2. Mai 1945.

Kapitel 3

Mitten in der Nacht hörte der Geschützdonner plötzlich auf. Die Stille danach war beklemmend.

Als es hell wurde, sahen wir keinen deutschen Soldaten mehr auf der Straße. Einmal fuhr ein Parlamentär mit weißer Flagge am Haus vorbei zum Hochbunker, um den Befehlsstab zur Übergabe aufzufordern.

Zum Frühstück kochten wir unseren letzten Kaffee mit unserem letzten Wasser auf dem Herd in der Waschküche. Danach ging meine Mutter in ihr Haus hinüber, auf ihren eigenen Kommandostand, wie sie sagte, um schlimmstes Unheil unter ihrer Kellerbesatzung zu verhüten, wenn die Eroberer anrückten. Wie sie sich denn das vorstelle, fragte Frau Bellmann hinter ihr her. Darauf hatte sie nur ein zuversichtliches Achselzucken. Hanna Barris begleitete sie.

Aber wir Mädchen sollten uns auf gar keinen Fall auf der Straße blicken lassen!

Dazu hatten wir sowieso keine Zeit, denn ein Schwerverletzter wurde gerade ins Bellmannsche Sprechzimmer geführt – ein vierschrötiger Mann, der die Hand gegen die rechte Schläfe preßte. Zwischen seinen Fingern spritzte helles Blut wie Wasser aus einem durchlöcherten Schlauch. Frau Bellmann sagte, die Arterie wäre durchschlagen, wir müßten einen Druckverband anlegen, sonst würde er verbluten. Der Mann stöhnte vor Schmerzen, seine Frau, die ihn begleitet hatte, fiel in Ohnmacht, die Russen waren vergessen. Wir drei hatten nur eine Sorge: der Verletzte könnte uns unter den Fingern sterben.

Nachdem wir ihm eine Gummibandage um den Kopf gepreßt hatten, führten wir den Mann auf die Straße. Vor dem Gartentor wartete sein Enkel mit der Schubkarre, die er keinen Augenblick aus den Augen lassen durfte. Schubkarren waren Raritäten.

Als wir den Stöhnenden hineinsetzten und dem Jungen den Weg zum nächsten Krankenhaus beschrieben, kamen Russen mit vorgehaltenen Maschinenpistolen die Straße herauf. Sie fragten nach versteckten Soldaten und Waffen.

Zum erstenmal standen wir den Eroberern gegenüber. Ein sehr unbehagliches Gefühl.

Frau Bellmann scheuchte Jola und mich in den Keller. Als ob ein Keller noch irgendeinen Schutz bieten würde. Außerdem brauchte sie uns im Sprechzimmer, denn ständig wurden Kranke oder Verletzte gebracht.

Die Leute berichteten von vielen hundert Toten. Von grauenvollen Szenen im Wald, wo Flüchtlingstrecks mitten in die erbitterten Kämpfe zwischen Russen und Deutschen geraten waren. Von plündernden Fremdarbeitern und betrunkenen Soldaten. Von den vielen Selbstmördern. Der Ortsgruppenleiter von Wannsee hatte sich, seine Frau und seine vier kleinen Kinder umgebracht.

»Erst machen sie Kinder, jedes Jahr eins, dann verlieren sie die Nerven und bringen sie um. Ein Wahnsinn das«, schimpfte eine Patientin, und eine alte Frau betete: »Herr, erbarm dich ihrer armen Seelchen!« »Sie waren noch nicht kalt, da kamen schon die Plünderer in die Wohnung – auch Deutsche haben mitgemacht.« Ein entfernter Nachbar von uns, ein berühmter Clown, hatte sich mit seiner Frau vergiftet, hieß es. Kolbenschläge an der Sprechzimmertür ließen uns zusammenfahren. Unsere letzte Patientin riß ihr Kleid vom Stuhl und floh, halb angezogen, an einer bewaffneten Kommissarin vorbei ins Freie. Diese war von einer ehemaligen ukrainischen Zwangsarbeiterin im glanzseidenen Nachmittagskleid, Söckchen und Stöckelschuhen begleitet, die uns mit zufriedener Triumph betrachtete. Sie war nun frei und wir auf der Verliererseite. Keine sogenannten Herrenmenschen mehr, der Willkür und persönlichen Rache jedes einzelnen Siegers ausgeliefert. Nun wurde uns endlich heimgezahlt, was wir andern Völkern angetan hatten – das stand in ihrem Blick.

Die Kommissarin, eine untersetzte Frau von etwa dreißig Jahren mit breiten Wangenknochen und schmalen Lippen, schob uns mit ihrem MG beiseite und ging schweren Schrittes durch das Sprechzimmer, faßte herumliegende Instrumente an, zog Schubfächer auf, roch an Flaschen, baute sich endlich gebieterisch vor Frau Bellmann auf und erteilte Befehle.

Die Ukrainerin hatte hinter dem Schreibtisch Platz genommen und dolmetschte: »Genossin Kommissar schwanger. Kind drei Monat. Weg, aber schnell.«

Wir standen wie vom Donner gerührt. Was sollten wir? Zum erstenmal erlebte ich, daß die resolute Frau Bellmann die Fassung verlor. »Ein Abortus! Ja, so was habe ich noch nie gemacht. Du guter Gott! Das kann ich nicht. Ich bin keine Ärztin, sagen Sie das der Frau Kommissar.« Die beiden berieten sich auf russisch. Dann setzte die Kommissarin den Lauf ihrer Maschinenpistole auf Frau Bellmanns Busen und stieß Drohungen aus.

Während die Dolmetscherin mit einer Tischbronze (tanzende Nymphe) spielte, übersetzte sie genüßlich: »Du lügen. Du nix wollen Kind weg. Genossin Kommissar holen Soldat. Kommen wieder. Machen dir tot. Bum– bum!«

Es war eine groteske Situation. Jola, die meinen Hang zu hysterischen Lachanfällen im grundfalschen Moment kannte, trat mir warnend gegen das Schienbein.

Die beiden zogen ab, die Ukrainerin unter Mitnahme der tanzenden Nymphe.

Frau Bellmann sank heulend auf einen Stuhl. »Jetzt holen sie Verstärkung, dann werde ich erschossen! Ich brauche einen Kaffee!!«